

## Besprechungen und Anzeigen

Ludwig B e r g e r, Ausgrabungen in Augst III: Ein römischer Ziegelbrennofen bei Kaiseraugst. Mit einigen Bemerkungen zur Typologie römischer Ziegelbrennöfen [Mit 29 Abb.] Basel 1969. 43 S.

Die Aufdeckung eines römischen Ziegelofens auf der Flur „Im Liner“, Gem. Kaiseraugst, etwas außerhalb des Osttores der Colonia Raurica im Mai 1965 gab den Anlaß zur Aufstellung einer Typologie römischer Ziegelöfen. Neben der Haupttyp mit rechteckiger Feuerkammer mit Mittelkanal und seitlichen Zügen, die der Neufund repräsentiert, zeigte die kritische Durchsicht der bisher bekannten römischen Ziegelöfen (46 Fundorte) noch den sogenannten Zweikammertyp (rechteckige Feuerkammer mit zwei separat überwölbten Kanälen) sowie einige wenige runde Formen, die aber nicht ausschließlich dem Ziegelbrand dienten.

Aus Oberösterreich werden genannt:

L. E c k h a r t, Zwei römische Ziegelöfen am oberösterreichischen Inn [St. Marienkirchen]. JbOOMV 107 (1962) S. 107 ff.: Ofen A: Variante des Normaltyps mit geteiltem Mittelkanal und durchbrochenen Zungenmauern; Ofen B: nicht identifizierbar.

G. R a t h, Die Burgen Wilhering und Alt-Wilhering. JbOOMV 87 (1937) S. 476 ff.: Zwei Öfen vom Zweikammertyp.

Nicht erwähnt wurde der von H. S t i g l i t z, Ein Ziegelofen an der Erla. JbOOMV 114 (1969) S. 69 ff. publizierte Ofen vom Zweikammertyp.

Zahlreiche gute Abbildungen und die umfangreiche Bibliographie der Grabungs- und Fundberichte erhöhen den Wert der Arbeit. Dr. Gerhard W i n k l e r

Lothar E c k h a r t, Das römische Donaukastell Schlögen in Oberösterreich (Die Ausgrabungen 1957–1959). Mit 38 Abb. auf 10 Tafeln, 53 Plänen und Profilen auf 18 Beilagen und 3 Abb. im Text. Der römische Limes in Österreich Heft XXV. Wien 1969. 72 S.

Der Archäologe des ÖÖ. Landesmuseums, Dr. Lothar E c k h a r t, bringt den abschließenden Bericht über die von ihm in den Jahren 1957–1959 geleiteten Grabungen in Schlögen. Vorläufige Berichte (z. T. überholt) erschienen in PAR 8, 1958, S. 3 ff., PAR 9, 1959, S. 7 f. und PAR 10, 1960, S. 11 ff. Nach einer kurzgefaßten Geschichte der bisherigen Grabungen (1838 J. Gaisberger, BMFC 4, 1840, S. 11 ff. u. 1937 E. Swoboda, summarische Notiz FO 2, 1935/38, S. 274, sonst unpubliziert) behandelt er die Mauern, die Innenbauten und Außenanlagen des Kastells. Die durchschnittlich 1,65 m breiten Außenmauern, die eine trapezförmige Fläche umschließen, zeigen zwei Bauperioden, die vollkommen kongruent sind. Türme und Gräben fehlen, von den vier vorauszusetzenden Toren konnte nur das Westtor ergraben werden. Es wurde samt den beiden Flankentürmen konserviert und ist das einzige sichtbar erhaltene römische Kastelltor Österreichs. Die Innenbauten weisen vorwiegend Holzkonstruktionen auf und entstammen beiden Bauperioden. Die vor

der Nordmauer bogenförmig vorspringende „Kaimauer“ diente als Uferschutz und Anlegestelle, der eigentliche Hafen befand sich aber ein Stück stromaufwärts im ruhigen Gewässer eines Donauarmes. Die kleine Zivilsiedlung auf dem „Hochguf“ wurde durch eine Straße, die den Andlersbach mittels einer Brücke überquerte, erreicht.

Durch Analyse der Sigillatafunde und einiger weniger Münzen war die Datierung der beiden Bauperioden möglich: Die erste fällt etwa um die Mitte des 2. Jh. vor die Markomannenkriege, die zweite in die Spätantike. Beide Kastelle lassen sich gut in die Befestigungskette am westlichen Teil des norischen Donaulimes einordnen. Die geringe Größe des Kastells (0,65 ha) läßt die bisher meist vertretene Gleichsetzung mit dem antiken Ioviacum nicht länger aufrechterhalten, da für dieses eine wesentlich größere Fläche vorauszusetzen ist. Ioviacum muß mit dem Verfasser wohl im Raume von Aschach gesucht werden, der Name des Schlägener Kleinkastells bleibt vorderhand noch unbekannt. Vielleicht verbirgt sich die antike Bezeichnung Schlägens in der Entfernungsangabe des leider verschollenen römischen Meilensteines von Engelhartzell CIL III 5755 = 11846, der a Boiiodur(o) [Innstadt bei Passau] SALOATO m(ilia) p(assuum) XV zählt. (Eine ausführliche Arbeit des Rez. wird demnächst in den OÖHbl. erscheinen.)

Dr. Gerhard W i n k l e r

Paul K a r n i t s c h, Die römischen Kastelle von Lentia (Linz). Textband. Linzer Archäologische Forschungen. Sonderheft IV/1. Hrsg. vom Stadtmuseum Linz. Linz 1970. 74 S.

Der Archäologe der Stadt Linz, Dr. Wulf Podzeit, legt hier das nachgelassene zusammenfassende Manuskript von Paul Karnitsch über die Grabungen der Jahre 1954–1961 im Bereich der Linzer Altstadt vor, über die mehrere Vorberichte erschienen sind. Dem vorliegenden Textband wird noch ein Tafelband mit fast 200 Tafeln und verschiedenen Registern folgen.

Die Grabungen brachten einige neue Tatsachen und wertvolle Berichtigungen und Ergänzungen zu bereits bekannten Forschungsergebnissen. So wurde anhand der Funde nachgewiesen, daß das römische Kastell nicht auf dem Römerberg, sondern im Bereich von Klammstraße und Promenade anzusetzen ist. Bereits am Beginn der Regierung des Tiberius ist mit einem 0,67 ha großen Kastellbau aus Holz und Erde zu rechnen, der von zwei bis zu 2 m tiefen und 6,90 m breiten Spitzgräben umgeben war. Dieses Holz-Erde-Kastell wurde um die Mitte des 2. Jh. geschleift und durch einen Steinbau ersetzt. Die etwa 1,30–1,45 m breite, mit Türmen bewehrte Mauer wurde in einer Länge von 408 m an mehreren Stellen (Promenade, Lessingstraße, Schlossergasse, Hirschgasse) ergraben. Auffallend sind der geschwungene Verlauf der Westfront und die Tatsache, daß der Kastellgrundriß die spätere Verbauung wesentlich beeinflußt hat (vgl. den Plan von Linz aus dem Jahre 1742). Von den Innengebäuden konnten bisher nur spärliche Reste vor allem im Innenhof des Gebäudes der Landwirtschaftskammer aufgedeckt werden. Als Besatzung des Kastells im 2. Jh. kommt in erster Linie die ala I Pannoniorum Tampiana victrix in Frage, die für Linz inschriftlich bezeugt ist und sicher zu den Truppen Noricums gehörte. Auch die vorübergehende Anwesenheit einer ala Thracum ist durch das Bruchstück eines schon früher von Karnitsch publizierten Weihealtars erwiesen.

Dr. Gerhard W i n k l e r

Ferdinand T r e m e l, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs, Verlag Franz Deuticke, Wien 1969, 486 Seiten und 7 Faltkarten, 440 Schilling.

Das Vorhaben, die Wirtschaftsgeschichte eines Staates zu schreiben, dessen geschichtlicher Werdegang Verknüpfungen zu ganz Europa aufweist, dessen gegenwärtige Grenzen nur mehr das Reststück eines ehemals großen und mächtigen Reiches umfassen und dessen geographische Struktur Anteil nimmt an allen Landschaftstypen vom Hochgebirge über das Mittelgebirge zu großen Flußniederungen bis zur Steppenlandschaft, bedeutete ein Wagnis, das nur von einem ausgezeichneten Kenner wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Verhältnisse, wie es Tr. ist, eingegangen werden konnte. Tr. war sich selbstverständlich darüber im klaren, daß sein Unterfangen nur ein Versuch sein konnte, jenes Feld zu bestellen, das auf weite Strecken hin noch von erratischen Blöcken des Nichtwissens durchsetzt ist, die der Pflug eines einzelnen nicht beseitigen wird. Natürlich stützte er sich auf das vorhandene Schriftgut, übernahm er die Ergebnisse der wenigen Zusammenfassungen, die auf diesem Gebiete für kleinere Regionen existierten, in sein Buch, aber er übernahm von diesen Werken auch alle Lücken in der Darstellung, die ihnen anhaften. Allzudeutlich tritt, das sei vorweg festgestellt, hervor, daß Tr.s Wissen über den Ablauf der großen wirtschaftsgeschichtlichen Ereignisse von den Verhältnissen im steirischen Raume abgeleitet wird, für den er uneingeschränkt als einer der besten Kenner bezeichnet werden muß. Das erweist einmal mehr diese Darstellung. Der Aufbau des Werkes ist glücklich gewählt, konnte aber Überschneidungen – Vorgriffe und Überhänge – nicht verhindern. Nicht immer empfindet man dies als Mangel, zumal man es selber kaum hätte besser machen können.

Eine recht brauchbare Einführung leitet zu den einzelnen Abschnitten über, die vom Urgeschichtlichen Leben in Österreich bis zur Wirtschaft in der zweiten Republik führen. Sehr nützlich ist ein Literaturverzeichnis, auf das in der Darstellung durch Beifügen der Nummer des verwendeten Werkes, nach Geographenmanier, Bezug genommen wird. Orts-, Personen- und Sachregister beschließen den Band, der durch sieben Faltpäne ergänzt wird.

In unserer Besprechung werden wir in der Hauptsache auf jene Fragen eingehen, die man in einem oberösterreichischen Periodicum zu finden hofft, auf Bezüge zum Land ob der Enns. Für die ersten Abschnitte wird dies jedoch noch nicht zutreffen.

Tr. geht in seiner wissenschaftlichen Zielsetzung bis zum Jahre 1955 herauf. Er schließt mit dem Staatsvertrag und beschränkt sich, nach eigenen Angaben, auf wesentliche Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens, damit sich dem aufmerksamen Leser, dem die politische Geschichte bekannt ist, „... manche Schlüsse von selbst aufdrängen“. Daß diese Absicht erreicht worden wäre, wagen wir nicht zu behaupten.

Schon die Einführung läßt zumindest den österreichischen Historiker aufhorchen, wenn Tr. die Qualifizierung der Quellen nach dem Beutinschen System besonders herausstellt. Dieses ist mit der herrschenden Lehre nicht in Einklang zu bringen. Würde Beutin die herkömmliche Auffassung verbessern, dann wäre dies gewiß hervorzuheben. Da aber das Gegenteil zutrifft, müssen wir unsere Bedenken anmelden. Auch in der Wirtschaftsgeschichte wird man, was die schriftlichen Quellen betrifft, den Begriff „Primärquelle“ weiterhin ohne Schaden anwenden und ihn in Gegensatz zur „Sekundärquelle“ stellen können. Was Beutin einzig und allein als Primärquelle gelten läßt, ist international längst als „Denkmal“ bewertet; unter den Denkmälern finden sich natürlich auch solche wirtschaftsgeschichtlicher Art, und zu diesen gehören nach unserer Auffassung alle von Tr. auf S. 3 erwähnten „Primärquellen“. Der bedenkenlose Anschluß Tr.s an die Lehre Beutins stiftet Verwirrung

und stört das vorhandene wissenschaftliche Gefüge, ohne es befruchten zu können. Auch die von Tr. erwähnten Beutinschen „Sekundärquellen“ bedürften einer diplomatischen Qualifizierung nach „gedruckten“ und „ungedruckten“ Quellen. Wir gestatten uns in diesem Zusammenhang nur noch, einige Ergänzungen anzubringen: Wenn Tr. noch schreiben mußte, daß aus Österreich keine Sammlungen von Geschäftsbriefen bekanntgeworden sind, darf heute berichtet werden, daß es dem Verf. dieser Besprechung vor etwa vier Jahren gelungen ist, in der Linzer Studienbibliothek das sehr ergiebige Fragment einer solchen Sammlung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zu finden. Es wird in absehbarer Zeit publiziert werden. Bei der Aufzählung frühester Beispiele wirtschaftsgeschichtlicher Quellen fehlt die Raffelstetter Zollordnung, auf die später allerdings hingewiesen wurde. Als wirtschaftsgeschichtliche Quelle der Städte sollten neben Urkunden die Rechnungsbücher nicht unerwähnt bleiben, reichen sie doch stellenweise bis ins frühe 13. Jahrhundert hinab.

Es ist mit Anerkennung hervorzuheben, daß Tr. auch die Entwicklung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung in Österreich in einer knappen Übersicht behandelt hat. Schade nur für Oberösterreich, daß er die Arbeit von Franz Kurz, „Österreichs Handel in älteren Zeiten“ (1822!) nicht als den ersten Versuch der Erfüllung jener Forderung wertete, wie sie nach ihm Chmel, der ebenfalls Florianer Chorherr war, erhob. Kurzens Arbeit fehlt im Verzeichnis ebenso wie die Arbeit des Linzer Magistratsrates Kenner über Bruchstücke von Linzer Marktrechnungen (1841), eine durchaus modern anmutende Darstellung. Im Literaturverzeichnis fehlen dann aber auch Arbeiten, die für den Donauraum außerordentlich wichtig sind, wie A. v. Loehrs „Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Donauhandels“ (in: Oberbayerisches Archiv 60) oder A. Hoffmanns grundlegende Arbeit über „Die oberösterreichischen Städte und Märkte“ (Jb. d. öö. Musealvereins 84). Auch vermissen wir einen Hinweis auf das wichtige numismatische Werk von V. Miller-Aichholz – A. Loehr – E. Holzmaier über „Österreichische Münzprägung 1519–1938“ (Wien 1948), wo doch gerade diesem Kapitel wesentliche Bedeutung zukommt.

Zum vorgeschichtlichen Teil seien nur einige Fragen gestellt. Gab es, wie es in der Darstellung (S. 29) heißt, tatsächlich nur eine Bernsteinstraße, nämlich jene über Hainburg? Hier wird man auch an andere alte Nord-Süd-Verbindungen denken müssen. Auch der Braunsberg bei Hainburg kann nicht als Keimzelle für Carnuntum bezeichnet werden (S. 30), das ja doch unverhältnismäßig weit von ihm entfernt liegt und zudem andere strategische Überlegungen zu seiner Grundlage haben muß. Wenn schon Carnuntum für die Römerzeit als Modell für den panonischen Raum vorgeführt wurde (S. 34 f.), warum dann nicht Lauriacum für den ufernorischen, wo doch die Forschungen der letzten Jahre gerade für diese Stadt ungeheuer reiches Material zutage gefördert haben?

Für das Zeitalter der vorherrschenden Agrarwirtschaft merken wir an, daß es (S. 44) nicht „zur“, sondern „zum“ Ziller (der Ziller, Zell am Ziller) heißen muß, daß eine der Hauptursachen des Fehlens von Schenkungsurkunden bei weltlichen Gebieten (S. 45) rascher Besitzwechsel war, wogegen der Kirchenbesitz, weil nach dem Kirchenrecht unveräußerlich, stets in einer Hand blieb und sich somit die Traditionen leichter erhalten konnten – eine Feststellung, die auch noch für das Mittelalter und die Neuzeit zutrifft. S. 47 wäre trotz des von Tr. bewußt in Anführung stehenden Begriffes „Staatsoberhaupt“ der Ausdruck „Stammesfürst“ oder „König“ glücklicher gewesen, denn jeder Anklang an den Begriff „Staat“ im heutigen Sinne geht fehl. Im Zusammenhang mit der Raffelstetter Zollordnung (S. 53), die man als Weistum deklarieren muß, wird der heute abgekommene Ort Zizlau fälschlich als „Zieselau“ bezeichnet. Hätte der Autor die Arbeit von H. Ladenbauer-Orel (Linz-Zizlau. Das bayerische Gräberfeld an der Traunmün-

dung, Linz 1960) verwendet, dann wäre dieser Irrtum unterblieben. Die Interpretation der Zollordnung ist sehr verallgemeinernd vorgebracht; Linz wurde von Tr. als wichtiger Handelsplatz in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Über Münze und Münzrelationen bringt Tr. hier Aussagen (S. 54), die mit Bestimmtheit erst für das Hoch- und Spätmittelalter gegeben werden können. Andeutungen über den Schiffsverkehr stromauf fehlen, folgen aber S. 204, wo man Auskunft über neuzeitliche Verhältnisse erwartet. Die „Anleit“ (S. 63) ist im Grunde nichts anderes als eine Kautio, die vor Übernahme eines Gutes an den Grundherrn entrichtet werden mußte. Was die Erklärung des Marchfutters betrifft, dürfte das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Es fällt doch auf, daß diese Abgabe nur in den ehemaligen Marken zu finden ist. Kein Zweifel besteht allerdings darüber, daß es sich um Pferdefutter gehandelt hatte, was aber noch lange kein Beweis dafür ist, den Namen von „Mähre“ herleiten zu müssen.

Die Aussage, daß der Pfarrer in erster Linie Zehentherr war (S. 64 f.), erscheint uns nicht haltbar, denn sie negiert das Vorhandensein des Eigenkirchenwesens fränkischer Art, nach dem die Kirche Eigentum des Grundherrn war. Bei der Aufteilung der Zehenteinkünfte wurde auf Rom vergessen. „Zug- und Handrobot“ wird in den österreichischen Donauländern sehr häufig als „Hand- und Spanndienst“ bezeichnet (S. 66). Zum Problem der „Edlinge“ missen wir einen Hinweis auf Ebners Arbeit (S. 69). Der steirische Reimchronist sollte (S. 70) doch besser unter seinem gängigen Namen „Otacher ouz der Geul“ (Lhotsky), nicht „Gaal“ zitiert werden. Besonders vermißt haben wir bei der Behandlung des Wein- und Getreidebaues einen Hinweis auf die einschlägigen Arbeiten des verstorbenen oberösterreichischen Pflanzenphysiologen H. L. Werneck, der sich gerade mit diesen Problemen für Nieder- und Oberösterreich beschäftigt hat und zu großartigen Ergebnissen kam.

Sehr überrascht hat, daß Berechnungen über die Relation von Kühen und Stieren (6 : 1) für die frühe Zeit möglich waren (S. 73). Mit hoher Wahrscheinlichkeit gab es in den Donauländern dieses günstige Verhältnis nicht, da man für die Aufzucht bald den „Gemeinde“-Stier – aber selbst hier gebrauchen wir einen neuzeitlichen Ausdruck – einsetzte. Für konkrete Verhältniszahlen reichen jedoch Quellen des 16. Jahrhunderts nicht aus. Ergänzend zu Tr.s Feststellung, daß Ziegen im Gebirgsland zahlreich waren (S. 75), sei bemerkt, sie waren auch in den österreichischen Donauländern weit verbreitet und für die kleinen Leute eine wichtige Nahrungsquelle. In den Preislisten scheinen sie als „Kitze“ auf – ein Ausdruck, der heute nur für das Jungtier verwendet wird. Zum Abschnitt „Jagd“ (S. 76) sei angefügt, daß die Falkenjagd hier als „Baitz“ bekannt war. Besonders häufig wurden Fuchsbälge – sie fehlen in Tr.s Aufzählung – zum Kauf angeboten. Pecherer waren, wie die Untersuchung von H. Grün (Die Pecher, Wien-München 1960) zeigt, vor allem im Gebiet des Wienerwaldes beheimatet.

Das in den nördlichen Voralpen liegende Gebiet der Eisenwurzten dürfte schon in slawischer Zeit zur Eisengewinnung gedient haben. Jedenfalls deutet eine der möglichen Namensklärungen (Belloni: „wurzten“ käme von „dvorce“ = slaw. Hof, Dorf) darauf hin (S. 78). Die Ausführungen Tr.s über den Salzbergbau (S. 81/82) möchten wir nur dahin ergänzen, daß die Erwerbung der Salzrechte der Zisterze Rein durch den Landesfürsten und die Eröffnung des Salzbergbaues in Hallstatt, letztlich aber die Ablösung der Salzrechte durch Königin Elisabeth zur Begründung des Salz-„Kammergutes“ führte (Erwähnung erst S. 206).

Wenn Tr. vom Wein als Fernhandelsprodukt schreibt (S. 86), dann mag er, obzwar eingehende Untersuchungen darüber fehlen, damit recht haben, daß der österreichische Wein erst spät im Fernhandel eine Rolle spielte. Bei den Salzbur-

gern und in Bayern erfreute er sich indes schon vor dem 13. Jahrhundert großer Beliebtheit. Fraglich ist nur, ob der Wein, ob überhaupt Ware aus dem Osten schon vor dem 14. Jahrhundert für den Wasserweg Bedeutung haben konnte. Wir kennen keine Nachricht, die uns darüber Sicherheit geben würde, daß der Wein im 13. Jahrhundert über Linz hinaus – und es ist noch sehr die Frage, ob er bis Linz herauf – auf der Donau verführt wurde. Mit Sicherheit ging der Wein im 13. Jahrhundert von Linz weg auf dem Lande nach Salzburg, und das blieb auch noch so im 14. Jahrhundert (Salzburger Häuser in Linz, Faßzieher). Unter den S. 87 angeführten Donauübergängen fehlt der so wichtige bei Enns–Mauthausen, dessen Bedeutung nicht zuletzt im 16. Jahrhundert durch die vierte Donaubrücke an der österreichischen Donau unterstrichen wurde. Tr. erwähnt wohl die Paßstraße über den Pyhrn, aber er trug sie nicht in die Landkarten ein. Sie war im 14. Jahrhundert der privilegierte Handelsweg der oberdenensischen Städte. Die Bedeutung von Enns im 12. Jahrhundert resultiert nicht nur daher, daß es Brückenlage hatte (S. 89), sondern vor allem daraus, daß diese Stadt damals die letzte otakarische Grenzstadt gegen Baiern war. Die Städte Wels (würzburgisch) und Linz (Haunsperg/Baiern) waren noch nicht im Besitz der Babenberger und zählten demnach zum bairischen Territorium. Bei der Behandlung der Straßen (S. 91 ff.) wäre ein Hinweis auf die Zwangsstraßen des Mittelalters von Belang gewesen. Das sogenannte Handelsstraßengeleit heißt in unserem Raum „Geleitrecht“ (S. 94).

Als grobe Verallgemeinerung muß die S. 95 getroffene Feststellung bezeichnet werden, daß Städte und Märkte Österreichs „in ihrem Grundriß die geplante Gründung“ nachweisen. Ist nicht auch das Gegenteil möglich? Auch der Hinweis, „die Kaufleute bildeten also die eigentlichen Gründer einer Stadt“ (S. 95 f.) besitzt keine Allgemeingültigkeit. Tr.s Aussage über die Herkunft der Kaufleute in Österreich könnte man als Hypothesen bezeichnen. Die urkundenlose Zeit läßt uns diese Leute einfach nicht fassen, und wir wissen oft nicht, ob es sich bei den Namensnennungen in den Urkunden immer nur um Ministerialen handelt. Die Wurzel der Kaufmannschaft durch solch ausführlich vorgebrachte Annahmen zu erfassen, sie nur vom „Glückssucher“ her und für meernahe Gegenden in der Seeräuberei zu sehen, erachten wir sozialgeschichtlich für unzulässig. Sehr wagemutig, weil längst überholt, ist die zeitliche Einordnung für Begriffe und ihre Ausstattung mit bestimmten Erkennungsmerkmalen: „civitas“ = ummauert, „oppidum“ = Palisaden, „forum“ = offener, nicht befestigter Markt (S. 96). Das alles klingt wohl sehr systematisch, aber es entspricht einfach nicht den Tatsachen. Im Zusammenhang mit der Stadtentstehung von der Kaufmannschaft her vermissen wir einen Hinweis auf Linz, das schon in der Raffelstetter Zollordnung als „locus mercatus“ erwähnt wird (S. 98). Die Feststellung, „jede Stadt besaß ihr Stadtrecht“ (S. 100), trifft zwar beiläufig zu, verleitet aber den in der Materie Unkundigen zu der Annahme, daß jede Stadt eine Stadtrechtsaufzeichnung an ihrem Anfang hatte.

Bei der Behandlung des Stapelrechtes wäre eine Notiz über den von Rudolf von Habsburg herkommenden Stapel für Freistadt (gegen Böhmen) und Judenburg (Südhandel) 1277 angebracht gewesen (S. 102). Im Zusammenhang mit dem Meilenrecht hätte Tr. auch auf das für den mittelalterlichen Handel so wichtige Repressalienrecht verweisen sollen, doch holte er dies S. 194 nach.

Die Wiedervereinigung der Länder Österreich und Steiermark erfolgte nicht 1456, sondern nach Albrechts VI. Tod im Jahre 1463 (S. 113). Von einer „Überfremdung der heimischen Wirtschaft“ durch Verpfändung der Bergwerke an oberdeutsche Kapitalisten im 15./16. Jahrhundert zu sprechen (S. 114), scheint denn doch eine zu große Anleihe aus dem Wirtschaftsdenken unserer Zeit zu sein. Wieder müssen wir darauf verweisen, daß die Arbeit Wernecks für die Darstellung der Obstkulturen

Oberösterreichs und Niederösterreichs von Wert gewesen wäre (S. 122). Heinrich Kollers Forschungen zur „reformatio Sigismundi“ fehlen ebenfalls (S. 130).

Ausgezeichnet ist die knappe Darstellung der Bauernkriege zu Beginn der Neuzeit und ihre wirtschaftlichen und sozialen Folgen. Hier konnte der Autor gute Literatur benützen. Bei der Berufung auf „Hollaender“ unterlief ein Druckfehler (S. 142), es sollte heißen „209“ anstatt „109“.

Für das Kapitel „Salzwesen“ ist festzustellen, daß zwar die Literatur darüber im Anhang ausgewiesen ist, aber bei der Kompilation des Abschnittes teilweise unberücksichtigt blieb. Das trifft vor allem auf A. Wagners Arbeiten im Historischen Jahrbuch der Stadt Linz zu. S. 196 hätte Tr. auf die Einrichtung der Salzämter verweisen sollen.

Beim Kapitel „Gewerbe“ fehlt ein Hinweis auf den Begriff „Stadtwirtschaft“ (S. 179 ff.). Wir ergänzen es dahin, daß in Oberösterreich die Ausdrücke „Zeche“ und „Bruderschaft“ nebeneinander verwendet wurden. Der Ausdruck „Zunft“ tritt erst in der Neuzeit auf (S. 182). Nicht zustimmen können wir der Auffassung, daß Schiffeleute, Flößer und Frächter in der Mehrzahl von Menschen bäuerlicher Herkunft gestellt wurden (S. 185). Dagegen spricht die frühe Zechenbildung in Linz. Faßzieher und Schiffeleute waren zumeist angesehene Leute; ihre Helfer mögen sie aus dem flachen Land bezogen haben.

S. 190 unterlief ein Druckfehler, denn es sollte „Scharsach“-Stahl heißen. Die Freistädter Sensenerzeugung lag übrigens weit hinter der des Kremstales. Wir haben schon eingangs darauf verwiesen, daß die Arbeit Kenners über den Tuchzoll in Linz nicht verwendet wurde. Sie wäre eine wertvolle Ergänzung der Seiten 191 ff. gewesen. Für den Ennser Platz im 12. Jahrhundert nur „eine gewisse Bedeutung“ (S. 192) anzunehmen, ist unterspielt. Nicht Linzer „Gläubige“, sondern „Gläubiger“ stehen in Konnex mit dem Repressalienrecht, das auf die Linzer Märkte hinweist. Die Feststellung des Niederganges der Märkte wird der Verf. in absehbarer Zeit wissenschaftlich belegen können (S. 194). Wir hätten es gerne gesehen, daß auf die große Bedeutung Steyrs im Mittelalter mit Nachdruck hingewiesen worden wäre. Hätte beim Italienhandel auch auf die Sonderprivilegien der oberennsischen Städte verwiesen gehört (S. 195 f.), so sollte doch auch die große Bedeutung der Kremser Märkte im 15. Jahrhundert gebührend hervorgehoben worden sein. Daß mit dem Wiener Niederlagsrecht erst zum Jahre 1515 operiert wird, erweckt den Anschein, als ob dieses Recht den Wienern erst zu dieser Zeit gegeben worden wäre (S. 196). Der von Tr. S. 197 erwähnte Handelsweg Linz–Amstetten–St. Pölten–Wien war die alte Reichsstraße. Ansonsten ist das Kapitel Handel und Verkehr ausgezeichnet behandelt. Es fehlt uns nur ein Hinweis auf die alte Saumstraße durch das Zillertal nach Sterzing (S. 201). Wieder hat sich ein moderner Begriff, nämlich „Zahlungsbilanz“, in den Text eingeschlichen (S. 205).

Es ist unrichtig, die Linzer Tuchzollrechnungen als „Standgeldregister“ zu bezeichnen (S. 212). Sie zeigen übrigens, daß das böhmische Tuch zu den billigen Sorten gehörte. Nähere Angaben über diese Register kann man der Arbeit des Verf. (Handel an der Donau I, Linz 1969) entnehmen. Für Leinwand konnte darin der Nachweis gebracht werden, daß im Mittelalter noch keine böhmische Ware angeboten wurde. Alle Leinwandwaren stammten aus Bayern. Nicht nur die steirischen Städte klagten über fremde Kaufleute (S. 213), auch die Städte ob der Enns stellten sich gegen die Nürnberger. Das in den Preisregulativen von 1460 angeführte Alaun (Wien, Salzburg) kam wohl noch aus Kleinasien (S. 215). Schon vor der Reformationszeit wurden Bücher gehandelt. Die Lateinischen Werke kamen von Augsburg. In der Reformationszeit kam es dann zu einer Intensivierung. Damals hat Nürnberg den Buchhandel übernommen. Auf den Linzer Märkten ist aber beispielsweise auch

der Papierhandel in voller Blüte gewesen (S. 216). Die Linzer Mautner hatten schon im 13. Jahrhundert landesfürstliche Interessen zu vertreten, nicht erst seit 1320 (S. 216). Zum Thema Rodwesen könnte man das Recht der Linzer Faßzieher einerseits und das schon im 14. Jahrhundert verbriefte Recht der Linzer Bürger auf Zuteilung und Vertrieb des Salzes andererseits nennen (sogenannte Wagensalzordnung von 1390).

Unter den Ministerialen wäre auf die großen Dienstherrengeschlechter der Kuenringer und Wallseer hinzuweisen gewesen, die enorme wirtschaftliche Macht besaßen (S. 221). Ritter und Knechte als Vertreter der landesfürstlichen Gewalt zu bezeichnen, ist wohl unangebracht (S. 222).

Manches wäre auch über die Auseinandersetzung Rudolfs von Habsburg mit den Wiener Erbbürgern zu sagen, bei der die doch sehr schwache Basis des Königs richtig gesehen werden muß (S. 223). Wenn der spätere Landesfürst (Albrecht I.) entschiedener auftreten konnte, so war wohl der Umstand der Belehnung mit Land und Leuten dafür ausschlaggebend. Ferdinand I. dagegen war nicht mehr oder weniger ein Verächter von Land und Leuten als andere Fürsten seiner Zeit (S. 226). Schade, daß auf den Kampf der Handwerker mit den Bürgern in den übrigen Städten kaum hingewiesen wurde (S. 225 ff.). Hier hätte die vom Autor nicht zitierte Arbeit F. Wilflingseders (Die Linzer Mitbürger, Hist. Jb. der Stadt Linz 1967) sehr gutes Material geboten.

Beim Kapitel Juden und Judenbesitz (S. 228) hätte man auch auf oberösterreichische Verhältnisse, insbesondere auf Linz eingehen sollen. Wilflingseder hat die Geschichte der frühen Linzer Juden in seiner „Geschichte der älteren Dreifaltigkeitskapelle in Linz“ beschrieben. Das Judenverbot für Oberösterreich wurde um 1420, offenbar mit dem Ennser Hostienfrevl von 1421 in Zusammenhang stehend, ausgesprochen.

Zum Abschluß unserer Besprechung noch ein Hinweis, daß die Feststellung eines wirtschaftlichen Niederganges des Bürgertums bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts (S. 230 ff.) nicht den Tatsachen entsprechen kann. Gerade in die Zeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fallen die Höchstleistungen des Bürgertums in allen Städten Österreichs. Ein Höchststand der Stadtbaukunst ward erreicht. Gewiß bewirkte dies eine Verschuldung der Städte, die heute vielfach als Kriterium des Niederganges genommen wird; aber darf man die Dinge auch so sehen? Ziehen wir einen Vergleich zu unserer Zeit: Waren die Städte je so stark verschuldet wie heute? Und doch leben wir in einer Hochkonjunktur, wie wir sie bisher in der Geschichte kaum nachweisen können. Ähnlich werden wir uns zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stellen müssen. Gerade der von den Bürgern angestrebte Übertritt zum Adel mag als Symptom dafür gewertet werden, daß das Bürgertum sich die Kraft zumutete, noch höher hinauszustreben. Und noch eines: Hätte der Adel sich der bürgerlichen Hantierung zugewendet, wenn er nicht erkannt haben würde, daß dort eine mögliche Zukunft für ihn liegt? Erst der religiöse Aderlaß zu Beginn des 17. Jahrhunderts versetzte das Bürgertum in eine Krise, aus der es nicht mehr herausfand. In allen Städten Österreichs kam es durch die Abwanderung der besten Bürger zu einer Stagnation.

Mit dem Kapitel „Das Zeitalter des Merkantilismus“ leitet Tr. in eine Zeit über, die wirtschaftsgeschichtlich bereits besser erforscht ist. Hier kann sich der Autor auf gute Literatur und zahlreiche Quellen stützen. Da das Rezensionsexemplar unvollständig ist (es fehlen sehr viele Seiten), kann eine ordentliche Besprechung nicht mehr fortgeführt werden.

Das aber soll dem emsigen Autor keinen Eintrag tun. Tr. hat eine Fülle von Literatur bearbeitet und zahlreiche Gesichtspunkte berücksichtigt. Daß dieser erste Ver-

sich einer Zusammenschau so weit gelingen konnte, ist ohne Zweifel das Verdienst des umsichtigen Autors, der besser als jeder andere wissen mußte, auf weite Strecken hin keine Hilfe durch Vorarbeiten erwarten zu können. Damit aber kommen wir auf das Kernproblem. Soll man sich zu einer derartigen Arbeit von anderer Seite inspirieren lassen (Vorwort) und sie dann womöglich unter Zeitdruck führen, nur weil die Arbeit als Desideratum erkannt ist? Ist ein einzelner heute überhaupt noch in der Lage, ein so umfassendes Thema, das zeitlich eine Vielfalt von Disziplinen beschäftigt, noch zu bewältigen? Wir glauben, dies verneinen zu müssen.

In unserer Besprechung haben wir nur einen Teil berücksichtigt und hier besonders auf das Bundesland Oberösterreich Bezug genommen. Sicher kann man für jedes Bundesland Ergänzungen und Zusätze bringen und ohne Zweifel auch noch andere Linien herausarbeiten.

Tr. hat mutig den Anfang gemacht, und das ist immer schwerer als das Kritisieren. Wir wollten mit unserer Besprechung keinesfalls erreichen, daß man nun den Autor trotz seiner mühseligen Arbeit minder einschätze. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die hohe persönliche Wertschätzung machte ein ausführliches Eingehen auf das interessante und für jedermann lesenswerte Buch notwendig, sie machte es auch nötig, die Wünsche eines Bundeslandes vorzubringen, das dem Autor vielleicht weniger bekannt ist. Die Besprechung will nicht mehr als eine nützliche Anregung sein für eine Neuauflage. Mit einem Werk, das es nicht lohnt, beschäftigt man sich nicht so ausführlich, wie dies oben geschah. Schon allein aus dieser Tatsache kann geschlossen werden, daß Tr. ganze Arbeit geleistet hat. Er steht somit wie jeder andere, dem etwas gelungen ist, im Kreuzfeuer der Kritik. Und diese verträgt, wer wie Tr. ein gutes Gefühl haben kann.

Dr. Wilhelm R a u s c h, Linz

Atlas der historischen Schutzzonen in Österreich. I. Städte und Märkte. Herausgegeben vom Bundesdenkmalamt. Wien, Hermann Böhlau Nachf. 1970. XII u. 365 S.

Eine neue Aufgabe ist an unsere Generation herangetreten. Der Fluß der raschen Entwicklung auf allen Gebieten des Lebens stellt in unserem beginnenden industriellen, oder wie manche wollen, schon postindustriellen Zeitalter alle Kreise unsres Seins in Frage oder bringt sie in Gefahr. Die Probleme des Naturschutzes werden heute in der Öffentlichkeit sehr ernst genommen und planmäßig behandelt. Schutz des Lebens an sich, Schutz des Wassers, der Luft usw. stellen Politik und Wirtschaft vor schwere Aufgaben. Natürlich gilt dies auch für die kulturellen Werte.

Die zentrale staatliche dafür zuständige Stelle ist das Bundesdenkmalamt, dem in diesen Entwicklungen immer neue Lasten zufallen. Es kann für sich in Anspruch nehmen, trotz seiner nicht allzu starken legislativen Stellung wichtige Diskussionsbeiträge zur Verfügung gestellt zu haben. Bei ihrer Wertung darf man nicht vergessen, daß die Stellung dieses Amtes auf den Vorstellungen und Voraussetzungen beruht, die bei der Gründung der ersten Republik bestanden, eine Zeit, in der es um ganz andere Dinge ging als heute. Dies erweist sich schon daraus, daß man damals den Naturschutz als staatliche Aufgabe bei der Gesetzgebung vergessen hatte.

Zu den Grundlagen, die als Ergebnis jahrelanger, vielfältiger Bemühungen nunmehr in einem weit vorgeschrittenen und schon fast kritischen Zeitpunkt der Öffentlichkeit vorgelegt werden, zählt der Atlas der historischen Schutzzonen an erster Stelle. Als Herausgeber zeichnet Prof. Walter Frodl, die Hauptlast des Unternehmens ruhte auf den Schultern von Oberstaatskonservator akad. Arch. Bernhard Reichhart, dem viele Vorarbeiten, insbesondere von Prof. Dr. Adalbert Klaar, zur Verfügung standen. Der Atlas konfrontiert bei den erfaßten Orten eine Luft-

aufnahme mit einem möglichst vergleichbaren Plan, in dem die Vorschläge und Bewertungen für die schützenswerten Zonen in drei verschiedenen Wertigkeitsstufen eingetragen sind. Dabei sind zwei verschiedene Maßstäbe verwendet worden, was einerseits aus Gründen der Ökonomie durchaus verständlich, andererseits aus Gesichtspunkten der Strukturvergleiche aber bedauerlich ist, weil die primavista-Eindrücke doch nicht als nebensächlich gewertet werden können.

Die Landeshauptstädte sind einem zweiten Bande vorbehalten, aber auch in diesem Bande konnte noch nicht das gesamte weitere österreichische Material aufgenommen werden. Wir finden folgende zahlenmäßige Verteilung: Burgenland 3 Orte, Kärnten 14, Niederösterreich 68, Salzburg 8, Steiermark 37, Tirol 8 und Vorarlberg 2. Oberösterreich ist mit 26 Aufnahmen vertreten, so daß wir das Fehlen zahlreicher, keineswegs unwichtiger Siedlungen, ja von Bezirkshauptorten, feststellen müssen. Es scheint uns notwendig unter dem landeskundlichen Gesichtspunkt die aufgenommenen Orte Oberösterreichs aufzuzählen: Bad Ischl, Bad Wimsbach-Neydharting, Eferding, Enns, Frankenmarkt, Freistadt, Gmunden, Grein, Grieskirchen, Hallstatt, Haslach a. d. M., Kremsmünster, Lambach, Neufelden, Ottensheim, Perg, Ried i. I., Sarleinsbach, Schärding, Schwanenstadt, Steyr, Vöcklabruck, Wels, Weyer a. d. E., Wolfsegg a. H. Um zu einem für Oberösterreich ausreichenden Ergebnis zu kommen, wird man diese Liste mindestens verdoppeln müssen.

Die vorzügliche, gewichtige Einleitung klärt die gegebenen Voraussetzungen. Wir möchten meinen, daß jeder, der sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, sich diese Satz für Satz zu eigen machen mußte. Dies setzt freilich viel weitere persönliche Arbeit voraus. Die örtlichen Stellen, Heimatvereine und weitere örtliche Interessenten sind zur Mitarbeit und Überprüfung ausdrücklich aufgerufen. Es scheint uns sehr wichtig, auf diesen Charakter dieses Atlases als Diskussionsgrundlage recht mit allem Nachdruck hinzuweisen.

Wie schwierig dies im einzelnen sein mag, ist wohl weithin bekannt, so daß den Herausgebern und Bearbeitern viel Dank gilt, ein solches Corpus-Werk überhaupt gewagt zu haben. Wie weit es fruchtbar gemacht werden kann, das hängt aber von den einsatzbereiten Kräften ab, welche in der Lage und willens sind, sich damit auseinanderzusetzen, es zu benützen und auszuwerten.

In diesem Sinne bedarf jeder einzelne Plan des Studiums und, wenn nötig, der Abänderung. Dies umso mehr, als gewisse Inkonsequenzen nicht zu vermeiden gewesen sind. Das Traunufer z. B. ist bei Bad Ischl mit voller Strichstärke gezeichnet, bei Gmunden dagegen nicht und ebensowenig das Seeufer bei Hallstatt. Auch die Kirchengebäude sind z. T. nur als Fassaden, z. T., bei gleicher Wertigkeit, als ganze Baukörper umrandet.

Maßgebend bei diesen Signaturen ist der Kunstwert. Wir möchten die Frage aufwerfen, ob es dabei bleiben soll und kann. Das 19. Jahrhundert fällt bei dieser Betrachtungsweise in den kleineren Orten fast durchwegs unter den Tisch. In Wien wird dies bei der Ringstraße sicherlich nicht der Fall sein. Wels und Steyr scheinen uns unter diesen Gesichtspunkten auch räumlich etwas eingengt. Anscheinend sind hier einzelne Zonen dem Maßstab zum Opfer gefallen.

Grundsätzlich scheinen uns folgende Gesichtspunkte wichtig. Das Bundesdenkmalamt hat mit diesem Atlas einen Markstein gesetzt, dessen Bedeutung für die eingangs erwähnten Probleme überhaupt nicht überschätzt werden kann. Gleichzeitig ergeht an alle interessierten Stellen und Persönlichkeiten damit der Aufruf zur Stellungnahme. Kritik ist nur dann sinnvoll, wenn sie aktiv vorgebracht wird und ausgenützt werden kann. Auch in diesem Sinne kann die Bedeutung dieses Atlases nicht überschätzt werden. Es ist nicht zuletzt ein Aufruf an alle.

Dr. Kurt H o l t e r

Rudolf Zinnhobler und Margit Lengauer, Beiträge zur Geschichte der kirchlichen Organisation in Oberösterreich. Forschungsbericht zur Karte „Entwicklung der kirchlichen Organisation“ im „Atlas von Oberösterreich“, 4. Lieferung. 83 S., 4 Karten, 6 Listen.

Veröffentlichungen zum Atlas von Oberösterreich, hg. v. Inst. f. Landeskunde von OÖ. Schriftleitung E. Burgstaller. 8. Linz 1970.

Nach zehnjähriger Pause ist nun wieder ein Band der Veröffentlichungen zum Atlas von Oberösterreich erschienen. Auch der Atlas selbst hat in den letzten Jahren wieder bedeutende Fortschritte gemacht: 3. und 4. Lieferung.

Unsere Kenntnisse über die Entwicklung der kirchlichen Organisation in Oberösterreich wird durch Blatt 64 in der 4. Lieferung des Atlases, mehr noch aber durch diesen 8. Erläuterungsband entscheidend vertieft und erweitert. Zwar besaßen wir schon bisher das umfangreiche und ausführliche Buch von Ferihumer im 7. Teil der Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. Die ältere Darstellung geht aber insofern von „josephinischen“ Vorstellungen aus, als sie die Grundansicht vertritt, daß am Anfang der kirchlichen Entwicklung die Organisation stand. Tatsächlich war es anders, am Anfang stand ein vielfältiges Leben, standen vielfach Eigenkirchen und es bedurfte eines weiten und mühsamen Weges, um diese Vielfalt in das Schema einer Ordnung zu bringen. So manch eine kirchliche Entwicklung hat sich dieser Schematisierung entzogen.

Wenn also das bisherige Entwicklungsbild von zeitgeschichtlich bedingten Ideen geprägt war, so fußt die vorliegende Studie auf dem gesicherten, quellenmäßig belegten Material. R. Zinnhobler hat sich in jahrelangen Studien mit den Passauer Matrikeln befaßt, in denen die historische Entwicklung für etliche Jahrhunderte aus praktischen Erfordernissen und für uns quellenmäßig festgehalten wurde. Das Netz der Pfarren und die Systeme der Einteilung in Dekanate wird in knappster Form gesichtet, gewertet und in Listen zusammengestellt. Der behandelte Zeitraum reicht hier bis 1700.

Einer zuverlässigen kartographischen Darstellung des Pfarrnetzes nach seinem Alter steht die außerordentlich unsichere Quellenlage entgegen. Eine Erwähnung einer Kirche sagt meist nichts über ihre Rechtsqualität.

Die erste überschaubare Grundlage liefert die Diözesanmatrikel, die wiederum in mehrfachen Schichtungen entstanden ist, und die daher auch einige Erfahrung voraussetzt, um gelesen werden zu können. Das ist nun bei Zinnhobler der Fall. Er ist bestens mit allen auftretenden Problemen vertraut, man kann sich daher seinen Darlegungen mit großem Vertrauen anschließen. Nach der Einleitung verdanken wir ihm 1. die Liste der Pfarren und Vikariate nach den Passauer Matrikeln (S. 11–26), 2. der Pfarren und Vikariate, die in diesen Matrikeln nicht erwähnt sind (S. 26–28), 3. der Pfarrverlegungen und Doppelpfarren (S. 28–34) und eine kurze Auswertung der Ergebnisse. Schon aus dem Vorhandensein der Listen 2 und 3 sieht man, daß die gewordenen Verhältnisse niemals vom grünen Tisch aus betrachtet werden dürfen. Die Sammlung dieser Gruppen liefert bedeutende Erfahrungswerte.

Margit Lengauer, die sich ebenfalls schon längere Zeit historisch mit den kirchlichen Organisationen befaßt, hat sich den neueren und neuesten Vorgängen gewidmet. Sie gibt ab S. 36 eine Darstellung der Zeit von 1700 bis 1968 und schlüsselt diese in drei Namenslisten von S. 47 bis 78 auf. S. 47 bis 60 umfaßt die Zeit von 1700 bis 1790, die Veränderungen unter Maria Theresia und Josef II., S. 61 bis 71 die Zeit von 1791 bis 1937, S. 72 bis 78 die Jahre 1938 bis 1969.

Schon an den Platzanfordernissen und nach der Länge der Zeitabschnitte kann man deren Bedeutung für die kirchliche Organisation gegeneinander abschätzen.

In der einheitlichen Bearbeitung, in der knappten Beschränkung auf die wesentlichsten Quellen, in der dennoch reichen Fülle des Details, kann die Publikation als ein Musterbeispiel wissenschaftlicher Dokumentation gelten. Die Vielfalt der angedeuteten Entwicklungen gibt ein vorzügliches Bild mittelalterlichen und neuzeitlichen Lebens, für welches implicite wichtige Erkenntnisse gewonnen werden konnten. Die wichtigste Erkenntnis scheint uns die, daß sich die Vielfalt der Entwicklung der kirchlichen Organisation in unserem Lande, mehr noch unter Passau, als unter Linz, dem Schema theoretischer Vorstellungen entzieht.

Dr. Kurt Holter

Wilhelm Rausch, Handel an der Donau. I. Die Geschichte der Linzer Märkte im Mittelalter. Linz: J. Wimmer 1969. 324 S., 62 Abb.

Wilhelm Rausch, der bekannte Stadthistoriker von Linz, gibt mit dem vorliegenden ersten Band einer auf drei Bände ausgelegten Handelsgeschichte von Linz eine Darstellung, die sich auf den im Titel angegebenen Bereich beschränken soll. Für den, der mit der Quellenlage nicht vertraut ist, mag es überraschend sein, daß es überaus schwierig ist, dazu kontinuierliche, aussagekräftige Quellen zu finden. Nicht unerhebliche Partien dieses Buches sind dem Bestreben gewidmet, das spröde Material zu interpretieren. Dies scheint zunächst deswegen erstaunlich, weil Linz mit seinem großen Regestenwerk in dieser Hinsicht eine sonst fast überall fehlende Quellensammlung zur Verfügung gestellt hat.

Naturgemäß kann das Buch nicht ausschließlich bei der engsten Programmatik des Themas bleiben. Stadtgeschichtliche Fragen müssen erwähnt, die noch vielfach ungeklärten Probleme der Frühzeit wenigstens angedeutet werden. Die sich daraus ergebenden Desiderata reichen bis weit in das 13. Jahrhundert herauf. Für das Thema des Buches spielt natürlich die Wirtschaftsorganisation unter den frühen Habsburgern und besonders in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine wichtige Rolle. Die maßgeblichen Privilegien bedürfen einer gründlichen Interpretation, denn es muß geklärt werden, wieweit sie Neues schufen oder Bestehendes sanktionierten. Für Linz steht Getreide, Salz, Wein und Gastung im Vordergrund, es ist eher Verkehrsknotenpunkt, denn eine Kaufmannsstadt.

Die Linzer Märkte sind relativ spät beurkundet worden. Enns, Frankenmarkt (durch Bamberg), Wels, Steyr, Sarmingstein gehen mit ihren Urkunden in Oberösterreich voraus. Noch das Marktprivileg von 1382 steckt voller Rätsel, das zugehörige Bartholomäus-Patrozinium ist ja in Linz gar nicht „beheimatet“, so daß auch schon hier die Interpretation eingehend vorgenommen werden muß. Im Falle des Ostermarktes liegen die Dinge noch komplizierter und führen zurück bis in die Genealogie der Wallseer.

Es bedarf daher nach Schilderung der grundlegenden Verhältnisse und Zusammenhänge einer genauen Klärung bezüglich der Marktzeiten, Marktrechte und der Marktgelände (S. 61–116).

Bei der folgenden Eingliederung in die österreichische Handels- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters wird dem Linzer Gesichtspunkt das Hauptgewicht beigelegt. Dabei ist, fast möchte man sagen, selbstverständlich das Konkurrenzverhältnis zu Enns klargestellt, die Verhältnisse zu Steyr und Wels bleiben jedoch außer Betracht. Die Darstellung des Neben-, Mit- und Gegeneinander-Wirkens dieser drei Mittelpunkte Oberösterreichs wird wohl solange ein Desideratum blei-

ben, als nicht alle drei Städte jede für sich eine Behandlung gefunden haben, wie sie nunmehr Rausch für Linz vorlegt.

Wie bei allen anderen Kapiteln zieht Rausch auch bei der Besprechung der Handelswege die Schlüsse aus der Literatur der letzten Zeit, bleibt aber hier sehr zurückhaltend und erklärt sich letztlich als nicht kompetent (S. 134). Wir möchten seiner Vorstellung in allen Punkten zustimmen mit Ausnahme der Frage des Weges nach dem Süden. Die Frage, ob Wartberg an der Krems im Fernverkehr überhaupt eine Rolle gespielt hat, wagen wir nicht zu bejahen. Der Verlauf einer mittelalterlichen Haupthandelsstraße zwischen Kremsmünster und Kirchdorf etwa nach dem Lauf der Krems scheint uns deshalb sehr fraglich, weil weder die älteren Straßen, noch die Tafernensituationen dafür sprechen. Voitsdorf kommt als Knotenpunkt eher in Frage, wenn der Linzer Südhandel nicht überhaupt über die Brücken von Ebelsberg und Wels bzw. vorwiegend über Salzburg ging. Die Welser Mautverzeichnisse sind in dieser Hinsicht noch ganz unausgewertet. Wir schließen uns dem Wunsche Rauschs nach weiteren Forschungen gerne an.

In weiteren umfangreichen Studien widmet sich der Verfasser nunmehr der Auswertung der eingangs erwähnten Quellenverhältnisse. Das Hauptgewicht liegt auf der Interpretation des herzoglichen Preisregulativs von 1461 für das Land ob der Enns. Wegen der in Linz erfolgten Ausstellung und wegen des Datums, das dem Ostermarkt knapp vorausgeht, nimmt Rausch diese Aufzeichnungen vor allem für die Linzer Marktverhältnisse in Anspruch. Man sollte freilich nicht übersehen, daß der Schreiber aus Garsten stammt, und wenn er für den Inhalt irgendwie verantwortlich ist, sicherlich auch die Steyrer Verhältnisse mit eingeflossen sein werden. Die ausdrückliche Geltung für das Land ob der Enns sagt aber doch aus, daß die Interpretation der Quelle im gleichen Maße auch für die anderen oberösterreichischen Städte anwendbar sein muß. Eine Beschränkung auf Linz wäre wohl eine Überinterpretation.

Für die weiteren Quellen folgt eine sehr ausführliche Auswertung, die für einige wenige Jahre des 15. Jahrhunderts, aus denen fragmentarische Aufzeichnungen bekannt geworden sind, durch eingehende Darlegungen vorgenommen wurden. Von 1496 bis 1509 sind aus einzelnen Jahren gewisse statistische Angaben möglich.

Zu der dabei (S. 256) erfolgten Erwähnung der Krämer und der Buchdrucker (1509) möchten wir nicht versäumen, auf die wichtige handelsgeschichtliche Quelle des Buchhandels hinzuweisen, um den wir uns bei allen inkunabelkundlichen Arbeiten bemüht haben. Hier liegt eine Gruppe von Handelsware vor, die weitgehend heute noch erhalten ist und daher auch in diesem Zusammenhang ausgewertet werden kann. Wenn man bedenkt, daß in den Jahren von ca. 1475 bis etwa 1510 in jedem oberösterreichischen Kloster im Durchschnitt 2–300 Bücher erworben worden sind – meist große Folianten –, so ergibt das eine ganz beachtliche Zahl und recht beträchtlichen Laderaum. Die Kenntnis der Druckorte und der Einbände zeigt uns sogar, woher diese Bücher kamen. Wir finden fast die gleichen Zentren wie im Tuchhandel. Vieles ist wohl ungebunden, d. h. in Fässern geliefert worden, für vier oberösterreichische Stifte konnten wir aber nachweisen, daß je rund 50 Bände sogar gebunden, d. h. in Kisten verpackt angeliefert worden sein müssen. Gelegentlich finden wir Preisangaben, seltener noch Vermerke über den Kaufort. Darunter je einmal bei einer Inkunabel in Schlägl und in St. Florian ausdrücklich Linz. Da die Buchdrucker erst ab 1509 nachweisbar sind, sollten es vorher die Tuchhändler oder Krämer gewesen sein, die diese jährlichen Bücherfuhren heranbrachten? Besteht eine Beziehung zu den Märkten? Auch hier könnte eine Spezialuntersuchung vielleicht noch weiterführen.

Schließlich muß vermerkt werden, daß mehrere Anhänge das Buch abrunden:

eine Übersicht der jährlich feststellbaren Quellenbelege von 1382 bis 1892, bei denen das erste Jahrhundert weitgehend unbelegt bleibt; dann eine Aufschlüsselung der in den Tuchzoll-Registern genannten Kaufleute von 1496 bis 1500 und die Verzeichnisse der Literatur, der Abbildungen und der Tabellen dieses Bandes. Die zahlreichen Abbildungen dokumentieren alle Bereiche des Themas unseres Buches, besonders zahlreich sind Faksimiles von schriftlichen Quellen.

Das Buch von Rausch bringt eine Fülle von neuen Ideen zum Thema und aus seiner Umgebung, vor allem zur Linzer Stadtgeschichte. Ein abschließendes Urteil wird erst nach Vorliegen aller Bände möglich sein. Das eine ist aber sicher, daß wir diesen folgenden Bänden mit Ungeduld und hohen Erwartungen entgegensehen.

Dr. Kurt Holter

Engelbert Koller, Forstgeschichte des Salzkammergutes. Eine forstliche Monographie. Wien, Österreichischer Agrarverlag, 1970. 558 S., 2 Karten, 29 Abb. auf 24 Tafeln.

In den Jahren 1932 bis 1936 ist das bisher unerreichte historische Werk von C. Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen bis 1850, erschienen, das über den Titel hinausgehend die wichtigste Darstellung der Geschichte des Salzkammergutes darstellt. Engelbert Koller, eine der verdienten Lehrerpersönlichkeiten, denen wir für die Kenntnis unseres Heimatlandes so viel zu verdanken haben, hat es unternommen, ergänzend und erweiternd ein umfangreiches Quellenwerk zur Forstgeschichte dieses Gebietes zu geben. Aus sachlich bedingten Erwägungen überschreitet er die örtlichen Grenzen des oberösterreichischen Kammergutes und bezieht die salzburgischen und steiermärkischen Bereiche mit ein. Darüber hinaus ist aber immer wieder auch von den weiteren im oberösterreichischen Alpenvorland gelegenen gewidmeten Forsten und Proviantgebieten die Rede. Zeitlich geht die Monographie bis in die Probleme der Gegenwart herein. Damit sind die Erweiterungen gegenüber Schramls Werk abgesteckt.

In seiner Einleitung hat Engelbert Koller den Bereich seiner Arbeit und die Grundsätze bei der Darstellung seiner Forschungen klar dargestellt. Es handelt sich vielfach nicht um eine leicht lesbare, zusammenhängend geschriebene Darstellung, sondern es kommen die Quellen, schon im Druck als solche gekennzeichnet, im vollen Wortlaut zum Abdruck. Auf weiten Strecken handelt es sich demgemäß um ein Quellenbuch, um das Ergebnis einer jahre- oder jahrzehntelangen Sammeltätigkeit, um einen wichtigen Teil der Lebensarbeit eines echten Heimatforschers.

Die oberösterreichische Landesgeschichte verfügt nicht eben über sehr viele Arbeiten zur Forstgeschichte. Außer den im Literaturverzeichnis erwähnten wäre noch J. Zeitlingers Studie aus dem mittleren Steyrtal zu nennen, die 1966 in diesem Jahrbuch erschienen ist. Dieses Buch ist aber natürlich viel ausgreifender als der Jahrbuchaufsatz und gibt zusätzlich die umfangreichen Quellenbelege. Gerade deshalb ist es weit über das rein forstgeschichtliche Interesse hinaus für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, für Technik – und obwohl es sich diesbezüglich Beschränkungen auferlegt, für die Jagdgeschichte eine wichtige Quelle. Trotz seiner anderen Struktur kann man es mit Neweklowskis dreibändigen Geschichte der Schifffahrt und Flößerei im erweiterten Bereich unseres Landes vergleichen. Wie dieses Werk wird auch die Forstgeschichte Kollers zu den unentbehrlichen und unverlierbaren Grundlagen zur Landeskunde gezählt werden müssen.

Der Inhalt: Nach einer Einführung über das Salz- und das Waldwesen ist der erste Abschnitt den Waldordnungen gewidmet, von den ältesten einschlägigen Urkunden des 14. Jahrhunderts bis zur Waldordnung von 1802. Der zweite

Hauptabschnitt über das Forstregal umreißt gleichzeitig den räumlichen Bereich: die Waldungen der Herrschaft Ort, Kammer-Kogl, des Klosters Traunkirchen, von Wildenegg, Mondsee und St. Wolfgang, die Wälder im Gebiet des Traunfalls, von Scharnstein und unter Salzburg. Die Kapitel sind historisch gegliedert, vorausgegangene Publikationen werden genannt, aber nicht wiederholt.

Der dritte Abschnitt bringt die Dienstinstruktionen und damit eine wichtige sozialgeschichtliche Quellensammlung. Auf über hundert Seiten sind Ordnungen und Streitfälle gesammelt, die die Förster, die Waldmeister, die Holzmeister und Forstarbeiter, die Salzfertiger, Holzwarenerzeuger und schließlich die Untertanenservitute betreffen. Gerade die Letzteren, für den Außenstehenden unverständlich, sind bis heute von Wichtigkeit.

Die Forsttechnik, der vierte Abschnitt, konnte auf das Wesentliche beschränkt bleiben, weil hier schon eine Spezialarbeit des Verfassers über das Triftwesen angezogen werden konnte, und weil auch Schraml sich dazu eingehend geäußert hat. Der fünfte Abschnitt bringt die Waldschauberichte des steirischen und des oberösterreichischen Salzkammergutes. Die ersten sind von 1561 bis 1762 datiert und umfassen damit zwei Jahrhunderte, die oberösterreichischen sind dagegen mit Ausnahme des Auracher Waldschauberichtes von 1699 auf ein Jahrhundert von 1561 bis 1656 zusammengedrängt. Der wichtigste davon, die Ebenseer Hauptwaldschau von 1605 mußte wegen ihres großen Umfanges von einer eingehenden Behandlung ausgeschlossen bleiben.

Im letzten Abschnitt, der das Forstwesen bis in unsere Zeit behandelt, lernen wir Koller als den Kenner der Salzkammergutwälder und als den aufmerksamen Warner vor den Gefahren der neuen Entwicklungen kennen. Seine Feststellungen und Mahnworte dürften jedem, der mit dem Wald irgendwie ein näheres Verhältnis hat, aus dem Herzen gesprochen sein. Dies gilt vor allem für das letzte Kapitel, die Forste des Salzkammergutes einst und heute, dessen Feststellungen nicht nur für das Salzkammergut gelten.

Den Abschluß bildet ein Anhang mit Quellen des 16. und 17. Jhs., die sehr wichtige Erläuterung von Wörtern und Ausdrücken, Quellen und Literaturhinweise und ein Sachregister, das, wie die Einleitung bemerkt, auf Flurnamen verzichtet und bei den Personennamen nur eine Auswahl bringt. Beides ist zu bedauern. Die Abbildungen bilden die letzten Seiten des Buches.

Koller hat in seiner Einleitung darauf hingewiesen, daß das Quellenstudium auch in diesem Falle maßgeblich dazu beitrug, bestehende Vorstellungen zu berichtigen, gewisse Lebensbilder in ein anderes Licht zu stellen. Im Rahmen einer forstlichen Monographie müssen solche personengeschichtliche Forschungen verständlicherweise unterbleiben. Das heißt, Koller hat vielfach Hinweise gegeben, die weitere Untersuchungen erfordern werden. Ebenso bleibt, verständlich aus den besonderen rechts- und sozialgeschichtlichen Bedingungen des Kammergutes, der anderswo überreich belegte Vorgang der Waldaufteilungen, die Operate, die zur Entstehung der Bauernwälder führten, hier kaum erwähnt. Das heißt, daß die Beschränkung, die sich Koller auferlegte, damit begründet ist, den Umfang des Buches nicht ins Übermaß anschwellen zu lassen. In dieser Sicht gesehen, stehen die Erfordernisse, die noch geleistet werden müssen, um zu einer Forstgeschichte des ganzen Landes zu gelangen, nunmehr deutlich vor uns. Wir stehen damit in doppelter Dankesschuld vor dem Verfasser, daß er uns nämlich dieses umfangreiche Quellenmaterial vorgelegt hat und daß wir zweitens den Ansporn daraus gewinnen, die Forschungen in dieser Richtung weiterzutreiben.

Dr. Kurt H o l t e r

Rudolf Walter Litschel, Zwischen Hausruck und Enns. Linz: Oberösterreichischer Landesverlag, 1970. 71 S., 108 Abb. in Schwarz-Weiß, 4 in Farben. Hl. S 178,-.

Der bekannte Autor hat in Ergänzung vorausgegangener Bände nunmehr einen Bildband über das mittlere und südliche Oberösterreich vorgelegt, der diese Serie zum Abschluß bringen soll. Schwungvoll geschrieben, vermittelt das schöne Buch eine Fülle von Daten, auch darf man die Bildwahl im großen und ganzen als gelungen bezeichnen. Nicht ganz befriedigen die Bilder aus Steyr, für Wels sind die immer wieder abgebildeten Aufnahmen ausgewählt worden. Bei den Bildbeschriftungen können einige Korrekturen vermerkt werden: Die Burg in Wels (Abb. 28) ist nie umfangreicher gewesen, die barocken Türme von Kirchdorf (Abb. 39) gehören dem 19. Jahrhundert an (Pfarrkirche nach 1877).

Im Grundsätzlichen erheben sich schwerwiegendere Zweifel: Ist der Versuch gerechtfertigt, Hausruck- und Traunviertel zu einer Einheit zusammenzuziehen? Sicher gibt es historische Fakten, die dies nahelegen, etwa das Recht der Vogtei Wels, das in alter Zeit weithin gegolten zu haben scheint. Aber vom Geologischen her drängen sich andere Gesichtspunkte auf. Sie sind hier nicht berücksichtigt worden. Die Kartenskizze am rückwärtigen Vorsatz dehnt die Welser Heide ebenso weit nach Süden, in den Bereich der Traun-Enns-Platte aus, wie nach Norden. Diese geologische Gegebenheit, die Traun-Enns-Platte, wird dort mit dem Terminus „Voralpen“ bezeichnet, was man doch nur als Irrtum bezeichnen kann. Als „Voralpen“ könnte man vielleicht noch die Flyschzone benennen, die mit ihren Siedlungen bis an die Tausendmetergrenze heran eine Besonderheit darstellt, auf deren Bezeichnung hier aber vergessen wurde. Auch die Becken- und Tallandschaften der Alm, des Kremstales, der Steyr und des Pyhrngebietes scheinen uns in jeder Hinsicht Besonderheiten, die in dieser Skizze untergehen.

Wir haben schon hervorgehoben, daß der Text mit einer Fülle von Daten ausgestattet ist, die in einem für breite Kreise bestimmten Buch eher ungewöhnlich erscheinen. Nicht immer sind diese auch richtig. Auf der Suche nach noch unzierten Quellen ist der Autor mehrfach auf abseitige Literatur gestoßen, von dem, was er etwa über Kirchdorf schreibt (S. 24), ist kein Wort und keine Zahl von der neueren Kritik unangefochten geblieben. Es findet sich überhaupt eine gewisse Vorliebe für „Geschichtsmärchen“ des Historismus, weil diese ins Ohr gegangen zu sein scheinen. Wir verweisen z. B. auf Frauenstein (S. 41), wo die neuerdings vorgebrachte Meinung der Herkunft aus Steyr viel größere Wahrscheinlichkeiten für sich hat. Gelegentlich rutscht auch die schwungvolle Feder aus. Die Zusammenarbeit barocker Kunsthandwerker unter der Leitung eines zielbewußten Abtes würden wir nicht mit dem modernen „Team“ bezeichnen (S. 37).

Man kann dem entgegen anführen, daß das Buch ja nicht als wissenschaftliche Grundlage gedacht sei, was man wohl zugeben wird müssen. Andererseits zeigt sich immer wieder, daß so gut und gängig geschriebene Bücher viel mehr Aufmerksamkeit finden als jene der trockenen Wissenschaft, so daß man wohl auch einmal einen etwas kritischeren Maßstab anlegen darf. Ebenso ist klar, daß auf dem knappen Platz nicht alles gebracht werden kann, was zu nennen wäre. Dennoch scheint uns etwa die Erwähnung Spitals (S. 38) oder der Sensenschmied-Kultur (S. 62) zu kurz geraten zu sein. Ob nicht überhaupt die Volkskultur hätte mehr berücksichtigt werden können?

Zu einzelnen Kapiteln würden wir folgende Ergänzungen vorschlagen. Die Jörger sind zwar genannt, aber doch wohl zu knapp. Als Berichtigung zu Pernstein (S. 54) sei festgehalten, daß es nicht richtig ist, wenn dort steht: Alt-Pernstein

wurde im 16. Jh. an der Stelle einer älteren Anlage erbaut und geriet zur selben Zeit in die Pfandschaft der Jörger, die P. bis 1620 verwalteten. Tatsächlich befand sich Pernstein seit 1529 in der Pfandschaft der Jörger, die das Schloß und die Herrschaft 1581 käuflich erwarben und gleichzeitig den bestehenden Bau vergrößerten und ausbauten. Nach 1620 wurde dieser Besitz konfisziert. Noch auffallender ist das fast gänzliche Fehlen der Polheimer, deren Besitzungen als eine der Klammern gelten könnten, die das Land südlich und nördlich der Traun zusammengehalten haben. Auch kunstgeschichtlich kann man auf dieses Geschlecht nicht verzichten. Man denke z. B. an die großartigen Epitaphien von Grieskirchen, Oberthalheim, Wels, für andere Geschlechter auch in Rüstorf, Schöndorf usw.

In der Barockzeit ist dem etwas anrühigen Jakob Pawanger der Platz auf ganzen drei Seiten eingeräumt. Der unseres Erachtens künstlerisch viel interessantere Wolfgang Andreas Heindl wird nur gelegentlich am Rande gestreift. Die Musikgeschichte bleibt ebenfalls farblos. Wilhelm Kienzl, Johann Nepomuk David, Helmuth Eder, F. A. Kropfreiter, F. J. Doppelbauer . . . wo bleibt die ganze neuere und moderne, reiche Entwicklung? Bei den Dichtern denken wir an Gustav von Festenberg und Hans von Hammerstein. Vielleicht sind diese nicht so modern wie die neue Komponisten-Generation, aber für die Landschaft sind sie ebenso wichtig wie Erna Blaas und viele andere.

Es ist nun nicht so, daß wir an dem Buch kein gutes Haar lassen wollten. Im Gegenteil, wir sind überzeugt, daß es bei den schon angedeuteten, gut verkaufbaren Eigenschaften bald eine zweite Auflage erleben wird. Für diese möchten wir eine gründliche Überarbeitung anraten, denn ein Buch, das dazu bestimmt ist und geeignet ist, in weite Kreise zu dringen, sollte zugleich auch allen anderen Ansprüchen entsprechen.

Dr. Kurt H o l t e r

Fahnen und Textilien. Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten von Clara H a h m a n n. Katalog zur Ausstellung des Stadtmuseums Linz in der Neuen Galerie der Stadt Linz . . . 21. 9. bis 18. 10. 1970. Linz 1970. 69 S., 16 Taf. S 50,-.

Der schmale Band, der siebente der Kataloge der Ausstellungen des Linzer Stadtmuseums, ist der Schriftleitung mit dem Ersuchen um Anzeige vorgelegt worden. Obwohl das Thema schon fünf Jahre zuvor im Kunstjahrbuch der Stadt Linz angeschnitten worden ist, kommen wir diesem Wunsche deswegen gerne nach, weil nicht nur die Serie der Kataloge, sondern auch das spezielle Thema dieser Ausstellung Aufmerksamkeit verdienen. Fahnen und Textilien sind ein Fachgebiet, dessen Erhaltung besondere Probleme aufwirft. Diesem Problem ist demgemäß der Hauptbeitrag von G. Wacha gewidmet, der die Hälfte der wissenschaftlichen Ausführungen einnimmt. Im Mittelpunkt steht der Dank und die Würdigung für Frau Clara Hahmann, die in Oberösterreich ihre zweite Heimat gefunden hat. Ihre Biographie, der Katalog aller ihrer hier geleisteten Arbeit und eine Sonderabhandlung von F. Lipp über ihre Tätigkeit bei der Restaurierung von Krippenfiguren bzw. deren Gewändern sind nicht nur bemerkenswert, sondern sie lassen die Schwierigkeiten dieser Tätigkeit auch gut erkennen. Es ist eine echt frauliche Arbeit, die unsägliche Geduld, Genauigkeit und Liebe zu den Dingen verlangt. G. Wacha gibt weiter grundsätzliche Ausführungen zu den Fragen, die sich um das Gebiet weltlicher und geistlicher Fahnen gruppieren. Die älteste Linzer Fahne, mit der Darstellung des Salvators und der Muttergottes,

hat eine zeitnahe Parallele in den Einbänden der Codices Millenarii in Kremsmünster, die einer Welser Goldschmied-Werkstatt entstammen.

Eine interessante Ergänzung bringen die Darlegungen Ernst Penningers, des bekannten Kustos des Halleiner Museums, zu den Halleiner Fahnen, die als Widmungen der Stadtherren klare Rechtszusammenhänge überliefern.

Als unvergleichliche Unica sind die Bauernkriegsfahnen, genauer gesagt die Fahnen des Laimbauer-Aufstandes von 1632 zu bezeichnen, denen E. Burgstaller seine Ausführungen gewidmet hat. Anlässlich einer der letzten Exkursionen unseres Vereines hatte der Autor Gelegenheit, die Zusammenhänge im historischen Gelände unmittelbar vorzutragen. Demgemäß sind seine Ausführungen auch in diesem Katalog allen Erwartungen entsprechend.

Der Katalog selbst umfaßt einen Bogen und verzeichnet 22 Nummern, die Abbildungen sind verhältnismäßig reichlich und sehr wertvoll. Da derartige Sonderausstellungen oftmals nicht das Echo finden, das sie verdienen, sei der Kunstfreund auf diese wertvolle Schrift hingewiesen.

Dr. Kurt H o l t e r

Wilhelm S a l z e r, Vom Untertan zum Staatsbürger. Oberösterreich von 1848 bis 1918. OÖ. Landesverlag, Linz 1970, 352 S. und 41 Schwarzweißbilder.

Der Inhalt dieser Publikation wird – ohne vorderhand ein Urteil über die fachliche Leistung fällen zu wollen – dem Buchtitel nicht gerecht.

Der Autor beginnt zwar im Rahmen seines Werkes mit einer Darstellung staatsrechtlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse in einer Zeit, in der fast jedermann ein wirklicher „Untertan“ entweder einer Grundherrschaft und mittelbar auch des Landesfürsten oder, falls er Stadtbürger, des Landesherrn oder eines Standesherrn war, und endet in einer Zeit, in der man bis November 1918 in Cisleithanien noch immer als Untertan des Kaisers von Österreich galt, wenn dieser Terminus auch allmählich immer seltener gebraucht wurde und im Grunde inhaltlich wirklich nur mehr dem Begriff des Staatsangehörigen entsprach. Der Untertitel „Oberösterreich von 1848 bis 1918“ erweckt den Anschein, es handle sich um den Abriß einer Landesgeschichte dieser Zeitspanne. In der Tat aber stellt das Werk einen Versuch dar, die politischen Bewegungen des Jahres 1848, die Entstehung und weitere Entwicklung der politischen Parteien, der Gewerkschaften, der sonstigen angeschlossenen professionellen, caritativen, kulturellen und sportlichen Organisationen mehr oder minder umfangreich zu bearbeiten. Es wäre daher angemessener gewesen, einen anderen Buchtitel zu wählen.

Unter den obenerwähnten Aspekten hätte auch eine erhebliche Kürzung der „Kurzen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte“ erfolgen können, die durchaus nicht mit dem „Privilegium minus“ hätte begonnen werden müssen, zumal von zünftigen Historikern schon viel darüber publiziert wurde. In Parenthese sei erwähnt, daß in diesem Abriß (S. 11) ein Druckfehler unterlaufen ist. Der Vertrag von München, in dem Herzog und Kurfürst Maximilian I. von Bayern auf die Pfandherrschaft in Oberösterreich verzichtete und dafür die Oberpfalz erhielt, die er schon seit Jahren für den Kaiser besetzt hielt, fand nicht 1648 statt, sondern wurde am 22. Februar 1628 unterzeichnet, allerdings mit der Klausel, daß Oberösterreich tatsächlich bayerisch werden solle, falls Bayern die Oberpfalz verlieren würde. Als Gustav Adolf von Schweden 1632 fast ganz Bayern vorübergehend besetzte, ließ Maximilian durch seinen Gesandten Donnersberg wieder um Überlassung des „Landls“ nachsuchen. Die dann für Ferdinand und Maximilian günstigere Kriegslage erledigte das Ansuchen, und als 1648 die Oberpfalz de jure an Bayern

kam, fiel auch die genannte Klausel. (Sigmund von Riezler: Geschichte Bayerns, Neudruck 1964, Band V, S. 315 f.). Quellenhinweise im Text weist Salzers Publikation nicht auf, lediglich am Schluß ein Verzeichnis benützter Literatur, aus dem jedoch hervorgeht, daß sehr ernst zu nehmende Werke, wie das von Dr. Julius Sylvester, Präsident des Abgeordnetenhauses des Reichsrates von 1911 bis 1917, „Vom toten Parlament und seinen letzten Trägern“ (Wien 1928), Paul Molisch „Briefe zur deutschen Politik in Österreich“ (Wien 1934), das Briefe Franz Josephs I. abdruckt, in denen er selbst gewisse Entgleisungen des zitierten Barons Friedrich von Weichs erwähnt, Ludwig Brügels „Geschichte der Sozialdemokratie Österreichs“, Dr. Rudolf Kuppe „Dr. Karl Lueger und seine Zeit“ (Wien 1933), die aber ausnahmslos in den Linzer wissenschaftlichen Bibliotheken vorhanden sind, gar nicht erwähnt werden. Allein die „Linzer Zeitung“, Jahrgänge 1868 bis 1900, als presse-mäßige Quellen zu zitieren, mag für die durchaus ehrenhafte Absicht des Schreibers zeugen, sich möglicher Objektivität zu befleißigen, doch muß betont werden, daß auch eine gewissenhafte Bearbeitung aller erreichbaren parteipolitischen Blätter manch Wissenswertes bieten kann. So schreibt Salzer auf S. 332, daß man Johann Neanders Sterbedaten nicht eruieren könne. Neander aber starb, nach Mitteilung der „Wahrheit“, Nr. 29 vom 13. Oktober 1899, S. 3, am 23. April 1899 in Linz an Lungentuberkulose und wurde im Grab Nr. 159, Sektion VI des Linzer „Barbara-Friedhofes“ beigesetzt. Diese Angaben finden sich auch in der OO. Funktionärszeitschrift „Der Sozialdemokrat“. Doch sollen derartige kleine Mängel nicht dramatisiert werden.

Nicht gerade günstig für das Werk scheint die sicher aus der überzeugungstreuen Weltanschauung des Autors erklärbare, mehr von der Warte späterer Zeit her beleuchtete Gestaltung von geistigen Kräften dieser Zeit, wie z. B. der Bewegung gegen das Dogma der Infallibilität des Papstes (gegen das sich viele Kardinäle, wie Fürsterzbischof Rauscher von Wien, Erzbischof von Scherr von München-Freising u. a. heftig sträubten, bis sie der Konzilsmehrheit unterlagen) und der deutsch-nationalen Strömungen (Schönerer und Wolf waren immer in der bedeutungslosen Minderheit).

Auch durchaus nicht originäre Verallgemeinerungen, wie den politischen Liberalismus zum Vater bzw. Großvater des Nationalsozialismus zu erklären (S. 116) oder die ständische Idee von 1934 zu einem wesentlichen Teile auf das Verfassungssystem der mittelalterlichen Stadt zurückzuführen (S. 9), müssen doch ein wenig als „geschichtsklitternd“ angesehen werden. Dennoch wird die fleißige Arbeit Salzers ihre Leser finden.

Richard B a r t

Josef H o n e d e r, Johann Nepomuk Hauser: 1866–1927. Sonderdruck aus dem 64. (S. 81–103), 65. (S. 3–42) und 66. (S. 3–78) Jahresbericht des Bischöflichen Gymnasiums Kollegium Petrinum in Urfahr-Linz, 6 Schwarzweißtafeln.

Die Arbeit, aus einer Dissertation an der Universität Wien hervorgegangen, behandelt das Leben eines Mannes, der an einer entscheidenden Zäsur in der Geschichte Österreichs in einer Spitzenposition stand und fast zwanzig Jahre hindurch die Geschicke seines Heimatlandes Oberösterreich leitete. Es ist erfreulich, daß sich der Verfasser trotz einiger Bedenken, die er im Vorwort der Dissertation äußerte, an die Biographie Hausers heranwagte, wurde doch hoffentlich damit ein Impuls zur weiteren Bearbeitung der neueren oberösterreichischen Landeshauptleute gegeben. Eines sei allerdings vorausgeschickt: Die Arbeit in den Jah-

resberichten des Bischöflichen Gymnasiums Kollegium Petrinum in Linz-Urfahr, noch dazu auf drei Jahrgänge aufgegliedert, abzudrucken, war eine etwas unglückliche Idee. Prinzipiell ist nichts gegen die Veröffentlichung einschlägiger Arbeiten in Schulberichten einzuwenden, im gegenständlichen Fall geht aber ein wesentlicher Beitrag zur jüngeren oberösterreichischen Geschichte einem breiteren Kreis verloren.

Der Verfasser war bemüht, die Persönlichkeit Hausers in den Mittelpunkt seiner Forschungen zu rücken und von dieser Seite her sein Handeln und Wirken zu beleuchten, was ihm auch gelungen ist. Der mittlerweile in den Besitz des Oberösterreichischen Landesarchivs übergegangene Nachlaß Hauser gab dazu eine wertvolle Grundlage ab. Im übrigen war der Verfasser stets bemüht, möglichst an alle erreichbaren Quellen heranzukommen. Einen wesentlichen Raum nehmen die noch immer aufklärungsbedürftigen Vorgänge um das Ende der Monarchie und die Gründung der Republik im Jahre 1918/19 ein, bei denen Hauser eine der Schlüsselfiguren war. Allerdings muß der Verfasser manche Frage bei der Behandlung dieses Kapitels offen lassen. Er kommt jedenfalls zu dem Schluß, daß die treibende Kraft bei den Christlichsozialen zur Ausrufung der Republik Fink war, während es Hauser, der allgemeinen Entwicklung Rechnung tragend, gelang, die Christlichsozialen nicht ohne Schwierigkeiten geschlossen von der Monarchie in die Republik hinüberzuführen. Dabei wird auch auf den immer stärker zunehmenden Gegensatz Hausers zum Wiener Parteiflügel der Christlichsozialen unter der Führung Seipels hingewiesen, der in der Zurücklegung vieler Ämter in der Folgezeit mündete.

Sehr wesentlich ist das Kapitel über das Verhältnis Hausers zu den Linzer Bischöfen. Als Weltpriester der Diözese Linz war er nach dem Kirchenrecht verantwortlich, andererseits konnte er als Landeshauptmann keine Einmischung in seine Machtsphäre dulden. Aus dieser Konstellation ergaben sich namentlich mit dem legitimistisch eingestellten Bischof Gföllner mehrere Konflikte, bei denen der Bischof, was der Verfasser jedoch nicht quellenmäßig belegen kann, unter anderem als verlängerter Arm des im Schweizer Exil Prangins lebenden Kaiser Karl gedient hat. Vielleicht lassen sich in dieser Frage bei der von Prof. Dr. Zinnhobler geleiteten Bearbeitung der Linzer Bischöfe noch neue Aspekte gewinnen, wie denn überhaupt gewisse im Zusammenhang mit der Arbeit angeschnittene Probleme einer Einzeluntersuchung wert wären.

Nicht ganz übereinzustimmen ist mit dem Verfasser in der Anwendung des Terminus „liberale Partei“, den er im Zusammenhang mit der Obstruktion des Jahres 1912 im Landtag für die Minorität gebraucht. Man könnte ihn höchstens als Sammelbegriff für die verschiedenen Strömungen innerhalb des nationalen Lagers gelten lassen.

Mit der vorliegenden Arbeit bietet der Verfasser trotz der nicht immer zufriedenstellenden Quellenlage jedenfalls ein abgerundetes Bild sowohl über die Persönlichkeit als auch über das Wirken Hausers. Ein Dokumentenanhang, der Mitteilungen verschiedener Personen enthält und einige wichtige Quellen – darunter die Testamente Hausers – bringt, ergänzt nebst einem Bildteil diese wertvolle Biographie. Es wäre wünschenswert, daß diese Arbeit unter Berücksichtigung der in der Zwischenzeit erschienenen Literatur, wenn schon nicht als gesondertes Werk, so doch im Rahmen einer einschlägigen Zeitschrift nochmals zum Abdruck gelangen würde.

Dr. Friedrich M a y r h o f e r

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1971

Band/Volume: [116a](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Besprechungen und Anzeigen. 381-400](#)